

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 23 (1933)
Heft: 23

Artikel: Das gesetztere Alter
Autor: Baltinester, Wilhelmine
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642821>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

war daher nicht in der Stimmung, eine neue Melodie zu schreiben. So setzte er dem Schweizerpsalm eine im Jahre 1835 von ihm komponierte Offertoriumsmelodie unter, die sich trefflich eignete. Allerdings wurden einige Aenderungen vorgenommen. Dann ließ er aus dem nahen Zug — der Schweizerpsalm entstand in St. Karl bei Zug — einige Sänger kommen, die ihm das Lied singen mußten. Einer derselben, Oberst Uttinger, schrieb darüber: „Zwanzig ließ mehrmals folgende Sänger zu sich kommen: Moïss Bossard z. „Hirschen (I. Tenor), Lithograph Martin Spillmann (II. Tenor), Major Jakob Bossard (II. Bass) und Oberst Franz Uttinger (I. Bass), um das neue Lied zu probieren. Jedesmal änderte Zwanzig etwas an der Melodie, bis sie ihm endlich gefiel. Dies geschah am Abend des Cäcilientages, Montag, den 22. November 1841 zu St. Karl im ersten Stock in der Stuben gegen See und Stadt hin“. 1897 haben die Zuger Sänger an der Kapelle St. Karl eine Erinnerungstafel anbringen lassen: „Vater Alberich Zwanzig schuf an dieser Stätte anno 1841 den hehren Schweizerpsalm“.

Oberst Uttinger und die Tafel geben aber das Jahresdatum unrichtig an. Gedicht und Komposition entstanden 1842. Es ist wenig bekannt, daß der Urtext anders lautet. Zwanzig schlug Widmer einige Textänderungen vor, die der Dichter ohne weiteres akzeptierte. In seiner ursprünglichen Fassung lautet der Schweizerpsalm:

„Trittst im lichten Morgenrot daher
Hoherhabener!
Und ich such' in seinem Strahlenmeer
Dich, du Herrlicher!
Wenn die Firn sich rötet,
Betet, Schweizer, betet!
Nahe, nahe ist euch Gott
In der Berge Morgenrot!
Ja, die fromme Seele ahnt
Gott im hehren Vaterland!

Trittst im Abendglüh'n daher,
Ewig Liebender!
Und ich suche dich im Sternenheer,
Menschenfreundlicher!
In des Himmels Räumen
Soll ich selig träumen,
Träumen von der Gottheit Ruf,
Die mich ewig frei erschuf.
Ja, die fromme Seele ahnt
Gott im hehren Vaterland!

Trittst im grauen Nebelmeer,
Gott, verhüllt, daher!
Und ich suche dich im Wolkenheer,
Unergründlicher!
Aus dem Luftgebilde
Tritt die Sonne milde.
Grühet, grühet froh das Licht,
Das für euch durch Wolken bricht!
Ja, die fromme Seele ahnt
Gott im hehren Vaterland!

Trittst im wilden Sturm daher,
Starker Waltender!
Und ich suche bei dir Hülf' und Wehr,
Allerrettender!
Wenn es ringsum wittert,
Berg und Tal erzittert,
Faß' ich frohen, frischen Mut,
Gott, der Väter Gott, ist gut.
Ja, die fromme Seele ahnt
Gott im hehren Vaterland!

Man halte die heutige Fassung daneben. Das Lied fand sofort in der ganzen Schweiz herum Anklang. Es ist möglicherweise wenig bekannt, daß auch der Urtext des

Schweizerpsalms komponiert wurde und zwar von Karl Munzinger. Dessen Komposition fand am 10. Eidg. Sängerfest in Luzern (5.—7. Juli 1872) begeisterte Aufnahme. Der Schweizerpsalm ist auch in die französische (von C. Chatelanat), in die italienische und die romanische Sprache übersezt, bei der letzteren sogar in beide Idiome, das rätoromanische und ladinische (Uebersetzungen von G. A. Bühler und Bischof Chr. Schmid von Grüned).

Widmers „Wo Berge sich erheben“ ist von Johann Gottlieb Laib komponiert worden, „Es lebt in jeder Schweizerbrust“ von J. R. Weber und Laib, doch kennen wir nur die Webersche Melodie. „Laßt Jehovah hoch erheben“ verdanken wir in der Tonsetzung ebenfalls Zwanzig. Es ist eines der schönsten Lieder unseres Psalmbuches.

Es darf übrigens noch erwähnt werden, daß 1894 der Bundesrat ersucht wurde, den „Schweizerpsalm“ offiziell zur Nationalhymne zu erklären. Der Bundesrat holte die Meinungsäußerung vom Schweiz. Sängerverein ein, der übereinstimmend erklärte, daß harmonische und rhythmische Schwierigkeiten den Schweizerpsalm nicht zur Nationalhymne geeignet machen. F. V.

Das gesetztere Alter.

Von Wilhelmine Baltinester.

Bergwind rauscht. Es klingt wie das Schäumen eines fernen Wildbachs. Plötzlich glitscht der tobende Wind mit einem lauten Huih ins Tal. Versängt sich darin, dreht sich in wildem Wirbel und stiebt davon mit langer, faulender Schleppe. Was er zurückläßt, ist Vernichtung. Gehobene, gestürzte Dächer, denen auch die Steinbelastung nichts nützte; ungerissene Heustadel; geknickte Baumriesen. Großes Klagen geht durch das Bergdorf.

Murten, der Bauer, ist am ärgsten betroffen. Wochen wird es dauern, bis sein Anwesen wieder in Ordnung kommt. Dach und Speicher sind wie zerdröschten, Vieh vom stürzenden Gebälk verwundet, Schaden, wohin er sieht.

Und dabei keine Frau im Haus, keine, die hilft und mitschafft und tröstet, keine, bei der man am dunklen Feierabend die zerplagte Stirn ausruhen kann. Eingestehen will er sich's nicht, daß ihm ein Weib im Hause fehlt. Niemals hat er eine Frau gebraucht auf seinem Hofe; nie hat er eine da haben wollen. Jetzt, im gesetzten Alter, schon gar nicht.

Kun, auch das Unglück nach dem Bergwind wird vorübergehen. Freilich, arg genug sieht es aus. Böß steht Murten da und schaut ins Tal, dann zu den Bergen hinauf, die wie breite Riesenkumpen daliegen, zu den Gletscherzinken, die in scharfem Weiß darüber sichtbar werden.

Erst tagelang später erfahren sie, daß der Wind nur ein kleines Uebel war, und daß jenseits der Berge ein Erdbeben ganze Dörfer zerstörte. In Ahlendorf ist der Kirchturm herabgefallen und hat Hausdächer eingeschlagen, Menschen zermalmt; in Mühlberg ist ein Feuer ausgebrochen, ein Teil des Dorfes liegt in Asche. Kalt kriecht es ihnen über den Rücken, als sie es hören.

Heller Mittag ist. Ein Weib mit einer Karre und einem mächtigen Bernhardiner davor kommt ins Dorf. Ein paar zerkrankte Habseligkeiten liegen darin. Die Karre selbst ist geschwärzt vom Feuer. Alle wissen, die kommt aus einem der Unglücksdörfer. Gegen Mittag treffen noch etliche ein. Mit müden und trüben Blicken sehen sie sich um, ob hier für sie Unterkunft oder Arbeit ist? Manche tragen Geldbeutel unterm Hemde und reden von Ankauf. Aber es ist nichts zu haben, und irgendwie sperren die Bauern sich gegen die Zugewanderten, als könnten die ihnen Unglück ins Dorf bringen. Manche ziehen weiter. Andere bleiben.

Unter ihnen das Weib mit der Karre. Sie geht an die Türen und fragt, wo sie sich einmieten könne für längere Zeit;

denn sie warte, daß ihr Vater, der mit schweren Brandwunden im Krankenhaus zu Mühlsberg liegt, wieder gesund werden soll. Geld habe sie und werde gleich für einen halben Monat voraus bezahlen. Sie hat schwarzes, schweres Haar, das glänzt, und sehr weiße Haut.

Murten, dem eine Magd davongelaufen ist, läßt die Frau ein. Er sagt, Geld brauche sie ihm nicht hinzulegen, wenn sie den Dienst der Magd übernehmen wolle. Das will sie gleich; schon in der nächsten Stunde beginnt sie damit, und es geht ihr alles flink von der Hand, er kann nicht klagen, Sie redet weit weniger als die Magd. Und nie klagt sie; Murten muß sich groß wundern, daß sie nie klagt. Hat sie doch Haus und Hof verloren, und viel Geld wird es wohl auch nicht sein, das sie mit sich herumträgt,

„Ob dein Vater gesund wird?“

„Weiß man's? Die Krankenschwester hat mir gestern durch einen Mann sagen lassen, beide Beine hätten sie dem Vater abnehmen müssen.“

„Was tust du, wenn er stirbt?“

„Kauf mich halt irgendwo an.“

„Warum hast' nicht geheiratet?“

„Weil ich nicht wollte. Ging's mir denn schlecht auf dem Hof?“

„Aus deinen Papieren hab' ich gesehen, daß du erst siebenundzwanzig bist. Kannst immer noch heiraten.“

„Ist nicht meine größte Sorge jetzt,“ erwiderte sie barsch und geht.

„Vernünftiges Weibsbild!“ sagt er vor sich hin. Genau wie er denkt die über die Dinge.

Wie ein Mann hilft sie ihm beim Ausbessern aller Schäden. Hebt und gräbt, hackt und hoeselt mit strammen Armen und hohen braunblaffen Beinen, an denen die Muskeln wie Stahl sind. Aber immer bleibt ihr Gesicht weiß und ungerötet, auch in der heftigsten Mittagsglut, und ihr Haar ist wie schwarzer Lack.

Der Postbote kommt ins Haus. Er bringt einen Brief für die Fremde. Sie macht ihn auf und liest Wort für Wort. Dann schlägt sie ein schwarzes Tuch um die Schultern und sagt: „Bauer, ich fahr' jetzt für ein paar Tage fort, den Vater begraben.“ Mehr sagt sie nicht. Tränen sieht er nicht.

Fünf Tage bleibt sie aus. Dann kommt sie zurück, wie sie wegfuhr, bleicher vielleicht, aber ebenso wartkarg. Nimmt ihre Arbeit im Haus wieder auf.

Abends, bei der Kohlsuppe, sagt sie: „Im Spital sind viele aus Uhlendorf. Sie sagen, der Staat will wieder aufbauen helfen. Vielleicht geh' ich in kurzer Zeit zurück.“

Es fährt ihm wie Schreck durchs Herz. „Und wie wäre es, wenn du bliebst?“

„Nein. Ich bleib' nicht. Ich will wieder meinen eigenen Hof. Kann mir nicht passen, immer nur Magd zu sein; nötig hab' ich das nicht.“

„Nicht als Magd. Ich mein' — wir zwei . . .“

Sie versteht ihn. Heiraten will er. „Darüber will ich nachdenken,“ sagt sie.

So? Denken muß sie also erst noch darüber? Bisher haben die Weiber ihm nachgeschickt und den Ehering unter die Nase gehalten. Und die da will nachdenken erst, ehe sie sich entscheidet. Kaltes Wasser über den Kopf ist das. Aber schließlich muß er doch schmungeln. In allem ist sie wie er.

Eine Woche lang gibt sie ihm keinen Bescheid. Bis er es nicht mehr aushält und fragt. Daß sie wieder weggehen könnte, will ihm nicht in den Kopf; nicht aushalten würde er's. Dennoch fragt er nur obenhin, wann sie eigentlich mit dem Denken fertig sein werde?

„Bin schon,“ erwidert sie, „wenn du also zum Pfarrer gehen willst“ . . .

Erst mal verlangt er einen Kuß. Zehn werden daraus.

Dann stapft er zum Pfarrhof hinüber, kopfschüttelnd, denn, es scheint ihm so wunderbar, daß er nun diesen Weg geht. Aber eine helle und große Freude brennt in ihm, als er mit immer strahlenderem Gesicht die Treppe zum Pfarrhof hinauffteigt.

Einfluss des Hausgeistes auf die kindliche Leistungsfähigkeit.

„Im Hause muß beginnen, was leuchten soll im Vaterland.“ Dieses Wort an Gotthelfs Geburtshaus in Murten, hellseherisch hineinleuchtend in manches glückhafte und glückbringende Leben, aber auch den Schlüssel gebend zu manchem versagenden und unglücklichen, hat heute noch, wie damals, seine volle Gültigkeit. Das Elternhaus prägt den Menschen, der Geist, der dort herrscht, ist meistens bestimmend für sein ganzes Leben. Was das Kind in der Jugend in sich aufnimmt, das haftet seiner ganzen spätern Persönlichkeit an. Denn nur in der Jugend wird der Mensch, alles spätere ist Auswirkung. Das Gesicht der Kinderstube trägt jeder sein ganzes Leben hindurch mit sich. Aber nicht nur an äußeren Formen, nicht nur in Geschicklichkeit, oder Ungeschicklichkeit, nicht nur in angenehmem oder unangenehmem Wesen äußert sich dieser Einfluß, er geht viel tiefer. Der Geist des Elternhauses prägt den Geist des zukünftigen Menschen. Wo Harmonie, Zufriedenheit, Regsamkeit, Freude und Frohsinn herrschen, da kann sich des Kindes Wesen harmonisch und ohne störende Hemmungen entwickeln. Bei Streit und Zanf dagegen, bei ungeordneter Tageseinteilung, bei Nachlässigkeit und all den Nachteilen, die sich in unharmnischem Zusammenleben zweier Ehegatten ergeben, muß notgedrungen auch des Kindes Seele und seine geistige Leistungsfähigkeit leiden. Wenn der Lehrer immer wüßte, warum ein Kind zerfahren ist, warum seine Leistungen ab-, statt zunehmen, er würde es vielleicht anders beurteilen, er würde ihm auf andere Weise zu helfen suchen. Hervorragende Psychiater sind diesem Einfluß nachgegangen und haben herausgefunden, daß mangelnde oder nachlassende geistige Leistungsfähigkeit beim Kinde ebenso oft auf ungesunde Familienverhältnisse zurückzuführen sind, als auf besondere Anlagen. Und das ist eigentlich ganz selbstverständlich. Ein Pflänzlein wächst am schönsten, wenn man ihm ein geeignetes Blätkchen gibt, wo Sonne und Licht, Feuchtigkeit und Wärme das Wachstum befördern. Dagegen verlagert es an schattigem oder windigem Bläke, und seine Blüten, seine Früchte verkümmern. Das Kind ist ein noch viel empfindsameres Wesen, jedes roh gesprochene Wort kann irgend etwas in ihm kniden, ertönen. Welche Verantwortung uns mit unserer Erzieheraufgabe gegeben ist, ahnen die wenigsten und es ist eine besondere Gnade, daß nicht alle Fehler, die Eltern machen, sich zum Uebeln auswirken. Oft gedeiht ja auch auf einem Sumpf ein schönes Blümlein, aber das sind Ausnahmen. Der junge Mensch hat ein Recht auf eine sonnige Jugend, auch wenn sie ihm nicht allzuleicht gemacht wird. Liebe muß da sein, Sonne in der Erziehung, dann können die höchsten Anforderungen an des Kindes Leistungsfähigkeit gemacht werden. Dann wird dereinst leuchten im Vaterland, was im Hause mit Liebe und Güte begann. -a-

Wer regiert Japan?

Betrachtet man aus der Ferne das derzeitige Wirken Japans im Fernen Osten, so wird man manches unverständlich finden und leicht geneigt sein, ihm eine falsche Deutung zu geben. Abgesehen davon, daß die Mentalität der asiatischen Völker eine grundverschiedene Einstellung gegenüber der westländischen Nationen hat, liegen die Dinge im